

«Drängeln bei der Impfung bringt gar nichts»

Der Aids-Experte Ruedi Lüthy wird achtzig Jahre alt und verfolgt die Corona-Krise mit einem Wissensvorsprung

REBEKKA HAEFELI, TEXT

Er sieht fast so aus wie früher, als er in den 1980er Jahren als Aids-Experte der ersten Stunde in Zürich arbeitete. Ruedi Lüthys Schritte sind etwas langsamer, und sein Haar ist grau geworden, doch sein Gesichtsausdruck ist noch derselbe. Meist schaut er ernst in die Welt und blickt seinem Vis-à-vis direkt in die Augen, bevor er das Wort ergreift. Das Gespräch mit ihm erreicht schnell eine gewisse Tiefe. So erzählt er nach wenigen Minuten, wie ihn die HIV-Epidemie als Mensch und Mediziner an seine Grenzen gebracht habe. «Mein Empfinden am Anfang war, dass wir als Ärzte gegen diese Krankheit nichts tun können», sagt er. «Ich realisierte, dass viele Patienten, die jünger waren als ich, an Aids starben und dass ich ohnmächtig zusehen musste. Das führte mich in eine dunkle Phase. Heute würde man von einer Depression sprechen.»

Kurz bevor Aids sein Selbstverständnis als Arzt tief erschütterte, hatte er an der Universität Zürich seine Antrittsvorlesung gehalten. Das war 1982. Lüthy war 41-jährig, verheiratet und Vater von drei Kindern. Er arbeitete damals seit rund zehn Jahren am Universitätsspital Zürich, wo er die Abteilung für Infektionskrankheiten gegründet hatte. Ans Thema der Vorlesung kann er sich noch gut erinnern. Es lautete «Auf dem Weg zur Ausrottung der Infektionskrankheiten». Ein paar Jahre später sagte er in einem Interview, die Themenwahl sei wohl «in einer Anwendung von Grössenwahn» gefallen.

Fehler passieren

So sieht er das auch jetzt noch – sogar mehr denn je. Inzwischen hat die Corona-Krise die Welt im Griff, mit Staunen verfolgen viele täglich die Statistik der Neuinfektionen, der Hospitalisationen und der Todesfälle. Auch Lüthy beobachtet das Geschehen, doch überrascht ist er nicht. Nach seiner Antrittsvorlesung hat er sich als Infektiologe ein Leben lang mit Viren, Bakterien und der Entstehung von Pandemien befasst. «Eine Krise wie die jetzige war aufgrund der Art und Weise, wie wir Menschen in die Natur eingreifen, absehbar», sagt er.

Ruedi Lüthy, der am 17. Februar seinen achtzigsten Geburtstag feiert, registriert genau, was rund um Covid-19 passiert und wie die Menschen darauf reagieren. Die ständige Kritik an den Massnahmen des Bundesrates hält er für unangebracht. «Fehler können immer passieren», hält er fest, «aber die meisten Massnahmen sind aus epidemiologischer und infektiologi-



«Mir fällt es nicht immer leicht, Dinge zu akzeptieren, die ich nicht ändern kann», sagt Ruedi Lüthy kurz vor seinem achtzigsten Geburtstag.

ANNICK RAMP / NZZ

scher Sicht angemessen.» Was richtig sei, wisse man bei einer Gesundheitskrise so wieso erst rückblickend. «Man müsste in meinen Augen mehr Geduld haben mit den Politikern, die kaum evidenzbasierte Entscheidungen treffen können.»

Aufgrund seines Alters bekam Lüthy vor kurzem seine erste Impfdosis verabreicht. Das sei eine grosse Erleichterung, sagt er, denn er gehe davon aus, dass er damit bei einer Infektion weitgehend vor einem schweren Verlauf geschützt wäre. Die Erwartungshaltung vieler

auch jüngerer Menschen, die vehement fordern, jetzt sofort geimpft zu werden, kann er nicht nachvollziehen. «Manche «stürmen» wie die kleinen Kinder», sagt er. «Doch zu drängeln, bis man geimpft ist, bringt gar nichts.» Es sei klar, dass es eine gewisse Priorisierung brauche, um die Verletzlichsten zu schützen. Auch vorübergehende Engpässe bei der Impfstoffproduktion hält er für völlig normal. «Die Impfbereitschaft der Bevölkerung ist positiv, doch die Ungeduld, die sich mitunter zeigt, ist nicht adäquat.»

Grundsätzlich findet er, es sei grossartig, dass die Forschung in kurzer Zeit hochwirksame Impfstoffe entwickelt habe. «Damit werden wir die Pandemie zum Stoppen bringen», ist er überzeugt. Nun brauche es Durchhaltevermögen: «Es wird auch Impfstoffvarianten geben, die gegen die mutierten Viren helfen.»

Wirken in der Palliativmedizin

Im Fall von Aids – Lüthys grossem Lebensthema als Arzt – hat sich die Hoffnung auf eine Impfung bis heute nicht erfüllt. Aber die Dynamik der HIV-Infektion kann im Laufe der neunziger Jahre durch die Einführung einer wirksamen Therapie aus der Kombination von drei Medikamenten gestoppt werden. Bis es so weit ist, macht Ruedi Lüthy aber die schmerzhafteste Erfahrung, dass er als Arzt zuweilen machtlos ist. Wer in den achtziger Jahren an Aids erkrankt, wird meist stigmatisiert. HIV gilt als Krankheit, die sich schnell in Randgruppen, unter Homosexuellen, Drogenabhängigen und Prostituierten, verbreitet. Lüthy erinnert sich: «Am Anfang gingen auch wir Ärzte im Spital auf Distanz. Man hatte noch keine Ahnung, wie sich das Virus verbreitet.»

«Vor der HIV-Epidemie hatte ich mich als Schulmediziner verstanden, der heilt», resümiert er. «Nun musste ich nach anderen Wegen suchen, um meinen Patienten beizustehen.» Er wendet sich der Palliativmedizin zu, die nicht nur diagnostische und therapeutische Ansätze verfolgt, sondern auch die psychosoziale Betreuung einschliesst. Diese ganzheitliche Betrachtungsweise habe ihn fasziniert, sagt er. Lüthy gehört zu den Mitgründern des Zürcher Lighthouse, das zu Beginn ein Sterbehospiz für Aidskranke ist. Mehrere Jahre arbeitet er halbtags jeweils am Universitätsspital Zürich und halbtags im Lighthouse. Er hat diese Zeit als «Spagat» in Erinnerung, der kräftezehrend gewesen sei. 1999 verlässt er das Unispital und widmet sich eine Zeitlang ausschliesslich dem Lighthouse, bis er an die Klinik Im Park wechselt.

In den Jahren nach 2000 stellt er die Weichen nochmals neu. Er reist nach Harare, der Hauptstadt von Simbabwe, und ist vom Ausmass der HIV-Epidemie schockiert. «Es war zehnmal schlimmer, als ich es mir vorgestellt hatte», erzählt er. Er gründet die Ruedi Lüthy Foundation, die sich hauptsächlich durch Spenden finanziert, und er baut eine HIV-Klinik auf, die Newlands Clinic.

Seither verbringt er jedes Jahr mehrere Monate in Afrika. Lüthy und sein

Team fokussieren sich in Harare auf die Behandlung von Frauen und Kindern. Die Aids-Medikamente werden in diesen Jahren deutlich günstiger, weil Generika auf den Markt kommen. Einen Schwerpunkt bei der Betreuung der Frauen legen die Klinikmitarbeiter auch auf die Prävention von Gebärmutterhalskrebs.

Jetzt, im Februar, wäre Lüthy in Simbabwe – hätte das Coronavirus nicht auch seine Pläne durchkreuzt. Die Geschäftsführung seiner Stiftung hat er vor einigen Jahren zwar an seine Tochter übergeben, und die medizinische Leitung der Newlands Clinic obliegt einem Berufskollegen aus dem Berner Unispital. Doch Lüthy kümmert sich weiterhin um die Ausbildung von Pflegefachpersonal in Simbabwe und reist darum regelmässig nach Afrika.

Medikamente für den Lockdown

Obwohl er nun zwangsläufig in der Schweiz ist, verfolgt er interessiert die Situation in Simbabwe. Auch dort habe es zwei Lockdowns gegeben, erzählt er. Zunächst seien die Infektionszahlen stabil geblieben, nun befänden sie sich wieder im Steigen. «Dafür könnte ebenfalls eine Mutation verantwortlich sein», sagt er und schaut nachdenklich.

Das Team an der Klinik habe hervorragend und vorausschauend gehandelt, führt er aus: «Unmittelbar vor den Lockdowns bestellten sie Patienten ein, um ihnen die Medikamente zu übergeben. Die Leute müssen damit die Zeit bis zur Lockerung der Massnahmen überbrücken, da auch der öffentliche Verkehr weitgehend eingestellt ist.»

Ruedi Lüthy wohnt in Muntelier am Murtensee, der Sitz der Stiftung befindet sich in Bern. Die meiste Zeit seines Lebens hat er in Zürich verbracht. Aufgewachsen ist er in Luzern; sein Vater war PTT-Beamter und die Mutter Hausfrau. Zu Hause hätten strenge Regeln gegolten, erklärt er. «Eine davon war, Verantwortung gegenüber den Mitmenschen wahrzunehmen.» Folgerichtig sagt er, Ungerechtigkeit und Willkür gegenüber Menschen, Tieren und der Natur brächten ihn auf die Palme.

Wie hält einer wie er die Welt aus? «Ich setze mich dort ein, wo ich etwas erreichen kann», sagt er, «ich finde das tröstlich.» Denn er erlebe immer wieder Momente, in denen er sich bewusst Mühe geben müsse, sich durch Ungerechtigkeiten nicht zu sehr aufwühlen zu lassen. «Mir fällt es nicht immer leicht, Dinge zu akzeptieren, die ich nicht ändern kann. Das ist eine tägliche Übung.»

Ein erster Stadtrat wagt sich aus der Deckung

Der grünliberale Zürcher Gesundheitsvorsteher Andreas Hauri tritt 2022 wieder an

NILS PFÄNDLER, MICHAEL VON LEDEBUR

Andreas Hauri macht den Anfang. In einem Jahr, am 13. Februar 2022, wird in der grössten Stadt der Schweiz die neunköpfige Regierung neu besetzt. Nun hat der GLP-Stadtrat am Mittwoch bekanntgegeben, dass er sich zur Wiederwahl stellt. Das geht aus einem Communiqué seiner Partei hervor. Hauri habe in den letzten knapp drei Jahren bewiesen, dass er die Herausforderungen im Gesundheits- und Umweltschutz «mit klaren Strategien lösungsorientiert und konsequent» angehe, heisst es in der Mitteilung. Weiter wird darauf hingewiesen, dass der 54-Jährige die finanzielle Situation in den Stadtspitalern Waid und Triemli nachhaltig verbessert habe.

Ob die GLP eine allfällige zweite Kandidatur lanciert, lässt die Partei noch offen. Kandidaten und Kandidatinnen stünden bereit, darüber werde aber zu einem späteren Zeitpunkt entschieden. Es ist davon auszugehen, dass die Grünliberalen ihren Sitz halten können. Mit einem Wähleranteil von 10,6 Prozent ist eine Vertretung auch angemessen. Angesichts der Wahlerfolge im Zuge der

«grünen Welle» wäre auch eine zweite Kandidatur nicht vermessend. Die GLP würde dafür wohl eine Frau ins Rennen schicken, wobei in erster Linie Nationalrätin Corina Gredig infrage käme.

Betretenes Schweigen

Offenbar hat Hauri, als er seinen Entscheid dem Gesamtstadtrat eröffnete, seine Kolleginnen und Kollegen dazu eingeladen, es ihm gleichzutun und die Karten auf den Tisch zu legen, aber betretenes Schweigen geerntet. Tatsächlich halten sich die übrigen Stadträtinnen und Stadträte bis anhin bedeckt. Fragezeichen gibt es aber gleich bei vier amtierenden Regierungsmitgliedern.

Als «Wackelkandidaten» galten zuletzt Stadtpräsidentin Corine Mauch (sp.), André Odermatt (sp.), Richard Wolff (al.) und Filippo Leutenegger (fdp.). Hingegen zeichnete sich früh ab, dass die beiden grünen Stadtratsmitglieder Karin Rykart und Daniel Leupi ebenso wieder antreten wie Raphael Golta (sp.) und Michael Baumer (fdp.).

Bei FDP-Stadtrat Filippo Leutenegger verdichten sich nun die Zeichen, dass er

sich nochmals zur Verfügung stellt. Obwohl er mit 68 Jahren das älteste Regierungsmitglied ist, scheint er motiviert. Severin Pflüger, Präsident der städtischen FDP, sagt, Leutenegger sei bereit für eine Kandidatur. Er habe gesagt: «Wenn ihr mich braucht, bin ich da.» Wobei Pflüger

und Sportdepartement besser passe als früher im Tiefbaudepartement. Der Departementswechsel war Leutenegger vor drei Jahren aufgezwungen worden.

Frist für SP-Magistraten

Stadtpräsidentin Corine Mauch hat sich bisher nicht für eine neuerliche Kandidatur ausgesprochen. Die meisten Beobachter gehen allerdings davon aus, dass sie eine vierte Amtszeit antreten möchte. Bei Stadtrat Wolff, der dem Tiefbauamt vorsteht, würde ein Rücktritt hingegen nicht überraschen. Wolff ist bereits 63-jährig und macht auf manche Gemeinderäte nicht mehr den motiviertesten Eindruck. Tritt er zurück, dürfte es für die AL schwierig werden, ihren Sitz zu halten, wobei der Mietervertreter Walter Angst und Fraktionspräsident Andreas Kirstein in diesem Fall als die wahrscheinlichsten Stadtratskandidaten gelten.

Auch ein Rücktritt des Hochbauvorstehers André Odermatt wird von manchen erwartet. Er ist seit zehn Jahren im Amt. Anscheinend wollte er den Schritt bereits in der laufenden Legislatur tun, entschied sich dann aber um.



Filippo Leutenegger
FDP-Stadtrat

Andreas Hauri
GLP-Stadtrat

BILDER: NZZ

offenlässt, ob die Partei eine Kandidatur wünsche – es wäre aber eine grosse Überraschung, wenn sie es nicht täte.

Pflüger sagt: Wenn Leutenegger antrete, dann mit der Absicht, die vollen vier Jahre zu erfüllen. Und Leutenegger mache kein Hehl daraus, dass es ihm im Schul-